

Die Brüder der Flamme

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 37

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645909>

Nutzungsbedingungen

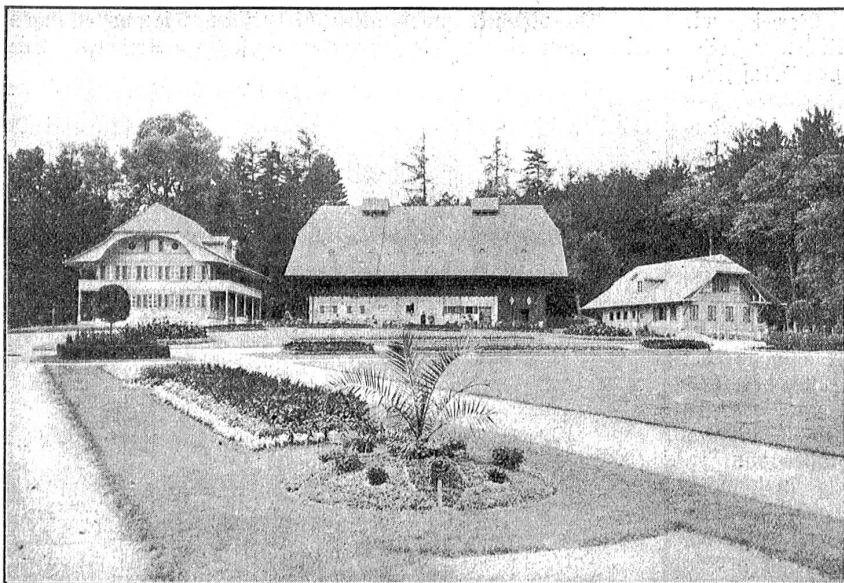
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von der Schweiz. landwirtschaftlichen Ausstellung: Die Lehrscheune, das Bauernhaus und das „Stöckli“.

lichen Inhalt von 400 Liter, vier große Restaurationsherde, vier große Bratöfen, zwei Grill- und zwei große Gas-Patisserieöfen zur Verfügung. Diese Einrichtungen genügen, um jeden Mittag die durchschnittlich zu erwartenden 7000 bis 8000 Bankette reibungslos abzuwickeln.

Um den Besuch der Ausstellung dem ganzen Schweizer Volk und insbesondere auch dem weniger bemittelten Publikum zu ermöglichen, haben die schweizerischen Bundesbahnen besondere Fahrbegünstigungen eingeräumt. In erster Linie berechtigt ein Billet einfacher Fahrt ab sämtlichen schweizerischen Bahnstationen zur Gratisrückkehr, sofern es in der Ausstellung abgestempelt worden ist. Diese abgestempelten Billette haben eine Gültigkeit von 6 Tagen und berechtigen bis spätestens am 20. September zur Heimfahrt. Nicht unerwähnt sei, daß die Bundesbahnen jeden Tag nach Schluß der Abendveranstaltungen nach allen Richtungen Sonderzüge führen, die wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

Etwas aber sei nicht vergessen, das allein die Fahrt nach Bern lohnt. Das schweizerische Trachten- und Volksliedfest, das am 12. und 13. September stattfinden wird. Weit über zweitausend Anmeldungen aus allen Gauen unseres Landes sind bereits eingegangen, so daß man heute schon sagen kann, daß es das schönste Fest dieser Art sein wird. Die Bemühungen von kantonalen und landwirtschaftlichen Trachten-Vereinigungen haben bewirkt, daß die Tracht wieder zu Ehren gekommen, was sehr zu begrüßen ist. Wir denken hierbei an die beiden Bärndütschfeste, die Festzüge von Ausstellungen, Sängertagen. Diese Veranstaltungen haben die Trachten aus ihren Truhen und Schränken hervorgeholt und schon ist der praktische Sinn der Frauen an der Arbeit, die Tracht in den der Mode unterworfenen Einzelheiten tragbarer zu machen, ein Zeichen, daß sie eben nicht eine Verkleidung, ein außergewöhnliches Kostüm, sondern ein Sonntags- und Festkleid sein soll, in dem man sich regen und auch wohlfühlen kann. Die Trachtengeschichte kennt ja diese Wandlung der Formen des Schnittes, der Zutaten des Schmuckes zur Genüge, und daß unsere munteren, vom lebhaften Zeitgeist bewegten Mädchen nicht gerne die Schleppröcke der Großmütter und die steifen Ärmel tragen mögen, ist nur selbstverständlich. Umgekehrt darf die Tracht, die eine bestimmte Grundform bewahren muß, nicht mit jeder beliebigen Aenderung verunstaltet werden. Es gilt, das Historische in einem gefunden, tragbaren Kleid zu erhalten. Das gibt dem Trachtenfest seine hohe Aufgabe. In drei Konzerten, Samstag abends, Sonntag nachmittags

und abends, werden die Trachtengruppen einzeln oder vereint auftreten, als Chor, Reigenpieler, Musikanten u. a. m. Die Freude wird eine große sein die zwei Tage. Für die Trachtenleute einerseits wie für die Zuschauer und Zuhörer. Und zu Hause wird's nachher an ein Sparen und Schneidern gehen, auf daß es neue Trachten gibt, daß es nur so eine Lust ist. Das wäre der Sinn und Zweck des Festes. Es ließe sich natürlich noch vieles sagen, doch werden wir später einmal darauf zurückkommen.

Und nun hoffen wir, daß ein guter Stern über der Schweizerischen Ausstellung walte und daß das Wetter schön sei. Möge diese vaterländische Veranstaltung und das Fest der Arbeit nachwirken und zum gegenseitigen Verstehen und zur Einigkeit des ganzen Volkes beitragen.

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser.*)

Die Brüder der Flamme sind eine Sekte, aus erregter Zeit heraus entstanden, als Napoleon die Zuchtrute über Europa und über die Schweiz schwang. Sie machte den Blick des Gewitters zum Symbol des göttlichen Geistes; den Blickableiter stellten sie als Kanal ihrer Gefinnung auf die Dächer ihrer Häuser. Zwei Männer entgegengesetzter Art und Anschauung werfen sich zu Führern der Sekte auf: Glanzmann, der Bauer auf dem Obermoos, zielt nach Innerlichkeit; der Spengler Vogt zwingt durch sinnlich gewürzte Redungen und Lehren die gläubigen Schäfchen in den Bannkreis seiner sadistischen Orgien. Glanzmann unterliegt im ungleichen Kampfe; nur wenige verstehen ihn; die große Menge legt ihm Steine in den Weg. Vogt zieht ihn mit sich ins Verderben. Die Regierung seiner Zeit versteht keinen Spaß in Glaubenssachen; sie läßt die Sekte aufnehmen, und Glanzmann büßt für die Sünden anderer — Vogt entwischt — mit öffentlicher Schande und Gefängnis. Dem Gefängnis kann er sich zwar durch Flucht entziehen; aber das Schicksal hat ihn zerbrochen, seinen Geist zerstört. Der Blick, der ihn in wilder Sturmnacht zerfahmet, ist künstlerische Symbolik für die Wahrheit, daß das Genial-Gute in dieser Welt nicht bestehen kann. Glanzmann ist ein Einsamer, Unverständener; der Typ jener aus stumpfer Menge heraus zu Höherem Berufenen. Die Tragik dieser Menschen ist die, daß sie die Mittel nicht haben, ihren heiligen Willen zum Guten den andern einzufloßen. Verkenning, Spott, Hohn und Verfolgung ist ihr Schicksal — Christus-Schicksal!

Fankhauser zeigt sich als meisterlicher Kenner der Sektiererei in ihrer innersten Erscheinung. So wahr und warm hat kaum je ein Schweizer Schriftsteller diesen Teil der schweizerischen, speziell bernischen Volksseele geschildert. Adolf Frey hat ähnliches versucht: in seinen Romanen „Die Jungfrau von Wattenwil“ und „Bernhard Hirzel“; aber er blieb dabei mehr als gut im Historischen stehen. Fankhauser seinerseits verläßt da und dort die historische Linie. Dafür verfährt er über ein Lokalkolorit von geradezu erstaunlicher Wahrheit; man meint die Gegend mit Namen nennen zu können, und doch würde jeder Leser einen andern nennen. Das ist Kunst, große Kunst! Sie gemahnt an die großen Realisten, vorab an Dostojewski. Sie alle schauen die Dinge, wie sie sind, aber hüten sich, sie nur so zu schildern, wie sie sind; sie sehen hinter die Dinge und erkennen deren Beziehungen zum Geistigen. Dieses Geistige allein ist der Darstellung wert, und wer dafür den Ausdruck hat, der ist Künstler.

Verlag: Grethlein & Co., Zürich-Leipzig. Geb. Fr. 7.—.

Mitten in diese vergeistigte Sachwelt hinein stellt Fankhauser seine Gestalten. Es ist klar, daß das keine Alltags- und Dutzendmenschen sein können. Es sind Geschöpfe des Dichters, Abstraktionen; aber sie leben, atmen, fühlen wie wirkliche Menschen, nur heißer, leidenschaftlicher, ungehemmter. Meisterleistungen sind die Hauptgestalten Glanzmann und Vogt, aber auch die beiden Frauen, die Obermooserin und die Spenglerin.

Großartig realistische Szenen gelingen dem Verfasser, so die Gewitterszene im Anfang. Der knappe Stil glänzt völlig von innerer Fülle. Man lese etwa auch, wie Vogt mit Glanzmann die Stube betritt; die junge leidenschaftliche, nach Liebe schmachtende Frau des Schwärmeres Glanzmann sieht den großen Verführer zum erstenmal:

„Guten Abend und Glück ins Haus“, sprach er und richtete sich innerhalb der Schwelle wieder vollends auf! Glanzmann verschwand neben ihm wie ein armseliger Junge. Marianne duckte sich vor solcher Höhe zusammen wie in leiser Furcht, und ihre Augen maßen ihn von der Stirn bis zu den Füßen. Glanzmann trat näher und sagte: „Das ist meine Frau! Und dies ist der Vogt von Oberoltigen!“ Aber es schien, als ob keines der beiden seine Worte hörte, so scharf maßen sich ihre Blicke. Nur einen Augenblick lang, aber deutlich fühlbar für Glanzmann, der ins Leere sprach.

Vogt zog seine Hand aus der Brusttasche des weinroten Samtrodes und bot sie offen und nachdrücklich; die sonst so angriffliche Bäuerin aber legte kaum die Finger in diese offene Hand, wie ein Kind, das sich fürchtet, eine Flamme zu berühren. Vogt lächelte leise, verachtete Glanzmann, indem er in seiner ganzen Breite vor ihm mitten in die Stube trat, löste sein breites, rotwollenes Halstuch von dem starken Halse. Wie ein Baum wuchs dieser Hals aus der weißen Spitzenkrause, und stark geformt erschienen Rießer und Ohr, Zeichen ungebrochener Stärke.

Das wissende Lächeln aber, das die Lippen spitzig in den starken Bart hineinführte, erschien noch gefährlicher, wenn die weiße Linie um die Lippen aufblinkte.“

Und die weitere Szene der gegenseitigen Verführung ist meisterlich geschaut und mit wenigen, aber trefflichen Strichen gezeichnet.

Erfreulich ist, daß dem Verfasser ein Held gelungen ist, der zu Mitgefühl zwingt, der ergreift und erschüttert. Bruder Glanzmann ist in der innersten Anlage eine tragische Gestalt, vom Dichter mit ganzer Liebe und Hingebung geschaffen, und darum menschlich interessant und packend. Und schön ist auch, daß er nicht ganz verlassen dasteht, daß er eine mitfühlende Seele findet, und daß diese gerade ein Pfarrer ist.

Wir glauben bestimmt, daß Fankhauser den Boden erreicht hat, auf dem er sicher steht und auf dem er auch den Weg zum verdienten Erfolg gehen wird. Wir wünschen ihm Glück dazu!

H. B.

Der Sängervater Joh. Rud. Weber.

Zum 50. Todestag, 22. September 1925.

Wir Berner haben alle Ursache, zum 50. Todestag des Sängervaters Johann Rudolf Weber zu gedenken, der am 22. September 1875 in Beatenberg, wo er sich zur Kur aufhielt, gestorben ist, dürfen wir doch in der Hauptsache ihm das Aufblühen unseres Kantonalgesangsvereins verdanken, der Gesangs- und der Volks- und Blechmusikvereine. Viele Jahre durch stand er an der Spitze des Kantonalgesangsvereins, leitete landauf und ab Musikkurse, arbeitete für die bernischen Volksschulen geeignete Gesanglehrmittel aus und hat in Hunderte von bernischen Lehrern als Musiklehrer am bernischen Lehrerseminar Münchenbuchsee Freude und Begeisterung am schönen Gesang gesät.

Die Heimat von Sängervater Joh. Rud. Weber —

nicht zu verwechseln mit seinem ebenfalls berühmt gewordenen Sohn Gustav Weber, Komponist und Musikdirektor



Der Sängervater Joh. Rud. Weber.

in Zürich — ist die Gemeinde Wehikon im Zürcher Oberland, die in der Geschichte des schweizerischen Volksgefanges eine bedeutende Rolle spielt, wirkten doch hier Pfarrer Johannes Schmidlin, der Komponist geistlicher Musik und Gründer und Leiter eines Chorvereins, Johann Egli, Johann Jakob Walder, die Begründer des weltlichen einstimmigen Gesangs in der deutschen Schweiz. Von Wehikon war auch Hans Georg Nägeli, den wir als den Begründer des vierstimmigen Männergefanges ansprechen dürfen. So wurde Wehikon die Wiege des schweizerischen Volksgefanges. Joh. Rud. Weber zeigte schon in frühester Kindheit große musikalische Begabung, die sich von seinen Großeltern auf ihn vererbt hatte. Der Großvater väterlicherseits war Lehrer in Wehikon, der Großvater mütterlicherseits reisender Professor und Musiker, der von Dorf zu Dorf zog und die Kinder der Vornehmen in französisch, Rechnen und im Klavierspiel unterrichtete. Wie er als fünfjähriger Knabe das erste Konzertonorat verdiente, erzählt er in launiger Art selber: „Ich ging durch die Straße; eine Tochter machte Rüben aus; sie rief: „Hansruebeli, humm, sing mer eis, i gib der dann es Rüebli!“ Ich sang „Hoffe“ aus den Nägeli'schen Chorliedern...“ Im Bruder von Hans Georg Nägeli, der als Pfarrer in Wehikon wirkte, fand der Knabe einen eifrigen Förderer der musikalischen Anlagen. Er brachte den Vater des Knaben dazu, daß er ihm, kaum acht Jahre alt, ein Klavier kaufte. In diesem Alter komponierte er Lieder des Kirchengesangbuches, die ihm nicht gefielen, um 13 Jahre alt durfte er auf Vermittlung von Pfarrer Nägeli nach Zürich zu Hans Georg Nägeli, der sich sehr für seine musikalischen Erstlinge interessierte, ihm fruchtbare Winke erteilte, ihn in die Harmonielehre einführte. Als elfjähriger Bube hatte er seinen Bruder, der als Lehrer in Robank bei Wehikon wirkte, im Gesang zu vertreten.

Im Jahre 1835 trat unser Sängervater in das von dem berühmten Pädagogen Thomas Scherr geleitete Lehrerseminar in Rüschegg ein, schrieb als Seminarist „Der musikalische Examinator“ und eine „Musikalische Grammatik“, vertrat während eines Semesters den Gesanglehrer des Seminars und fand eine Lehrstelle nach bestandnem Examen in Hirslanden. Hier hatte er die drei ersten Schuljahre zu unterrichten, hatte besondere Freude an der stimmbegabten Schülerin Marie Hottinger, später seine Gattin. In Hirslanden realisierte Weber seine Ansicht, die Kinder möglichst